

„Huch, ein Kritiker“

Gerhard Bauer über das Leben und Lieben eines Wiener Musikjournalisten in Köln.

Von Johannes Schmitz

Über dreieinhalb Jahrzehnte hat Gerhard Bauer ab 1969 als Musikkritiker die öffentliche Meinung in Köln mitgeprägt. Über sein Leben zwischen den Fronten Publikum, Musiker, Chefredakteure und Herausgeber hat er eine lesenswerte Autobiografie geschrieben.

Das Buch beginnt nicht zufällig mit biografisch begründeten Überlegungen zur Sprache. Bauer wuchs in Wien auf und kam dort zu Kriegszeiten als Kind erstmals mit dem nicht wienerisch erweichten Gebrauch des Hochdeutschen in Berührung. Nach den unvollendeten praktischen Studien der Musik und den theoretischen der Musikwissenschaften stellt er rückblickend fest, dass er nun auch zu den gescheiterten Existenzen gehört habe, also weder ausübender Musiker, noch Wissenschaftler geworden sei.

Chefredakteure als Opfer der eigenen Eitelkeit

Der Kölner Stadt-Anzeiger war damals eine Macht am Rhein, und Verleger-Patriarch Alfred Neven-Dumont regierte lange einem Sonnenkönig gleich über die Meinung in der Stadt, eitler, sich liberal gebender Habitus inklusive. Die Blasiertheit solcher Leute beschreibt Bauer sehr treffend als „meinungsfroh auf allen Gebieten, nach eigener Einschätzung auch in der Kultur ein großer Wissender“. Auch die meisten Chefredakteure

haben dazu beigetragen, dass Bauer das Tageszeitungswesen so auf den Punkt bringt: „... eine Einsicht dämmerte mir dabei umso stärker: dass nämlich die Hierarchie hoch über dem Sachverstand steht und dass es die Obrigkeit liebt, ihre Wissenslücken zum Maß aller Dinge zu machen.“

Vor allem die fehlende Loyalität der meisten Chefredakteure bemängelt Bauer im Rückblick. Deren Position als Lakaien der Verlegerfamilie und als Opfer der eigenen Eitelkeit, die darauf beruht, über den Kollegen zu stehen, arbeitet er gut und exemplarisch heraus. Es sind solche Passagen, die das Buch besonders wertvoll machen, weil sie jenseits zweifellos stark ausgeprägter Eigenheiten des Autors allgemeingültige Konstanten des Tageszeitungsbetriebes beschreiben. Ganz wunderbar auch das Zitat des Verlegers

Alfred Neven-Dumont aus der Mitte der 1990er-Jahre im Kreis von Journalisten: „Zehn Jahre müssen wir noch

glaubwürdig sein“ – und keiner der Anwesenden habe sich getraut zu fragen, was dann kommen solle.

Bauer macht die Sonderrolle, man möchte fast sagen Sonderlingsrolle, begreifbar, in der sich der Kulturjournalist allen Geschlechts oft wiederfindet. Im Sportteil wird auch nicht die Abseitsregel erklärt, warum also soll ein Kulturjournalist sich ständig dafür rechtfertigen, dass er ein gewisses Wissensquantum als Einstiegs voraus-



Gerhard Bauer: Huch, ein Kritiker! (August von Goethe Literaturverlag)

setzung für die Lektüre seiner Artikel ansetzt?

Der Niedergang der Tageszeitungskultur in Deutschland bleibt auch für das Musikleben nicht ohne Folgen. Diskutierte man früher im Foyer der Theater oder Konzertsäle die Besprechungen der örtlichen Tageszeitungen, so fällt diese Instanz heute meistens weg, da immer weniger Menschen auch in interessierten Kreisen sich eine Tageszeitung halten.

Gerhard Bauer ist ein unterhaltsames Stück Zeitgeschichte gelungen, erfahren durch die Augen und Ohren eines Liebhabers der Musik vielleicht mehr als der Menschen, aber in dieser Liebe zu seinem Gegenstand umso konsequenter auf der Suche nach den Kriterien, mit denen diese Liebe zu fassen und ihr jeweils konkreter Vollzug in der Interpretation zu bewerten sei. Das Medium dieser Erkenntnisarbeit ist die Sprache. Von ihr nicht lassen zu können, zeichnet den Journalisten Gerhard Bauer auch gegen Ende seines achten Lebensjahrzehntes aus. ■